

TRADITIONELLE KÜNSTE

Jeder Künstler tritt ein geisterhaftes Erbe an. Die Errungenschaften der Vergangenheit sind auf ihn übergegangen, seine Kunst ist ein Vermächtnis; seine Finger werden von den Toten geführt, ob er nun die Umrisse eines fliegenden Vogels zeichnet, oder den Hauch der Berge, die Farben des Morgen- und Abendrots, die Formen der Zweige und der Frühlingsblüten.

Lafcadio Hearn, Lotos, 1890



Es dürfte nur wenige Länder geben, deren bloße Nennung schon Assoziationen mit der einen oder anderen für dieses Land charakteristischen Kunstform wachruft. Bei Japan aber werden den meisten Menschen gleich mehrere einfallen. Wie kommt das? Der wesentliche Grund liegt wohl in der langen Isolierung Japans von der Außenwelt. In dieser fast 300 Jahre währenden Zeit konnten sich die Künste bis zu einem Grad an Vollkommenheit entwickeln, der eigentlich nicht mehr zu steigern war. Aber jede Vollkommenheit ist Stillstand, ja eine Art Tod. Vielleicht war Japan deshalb so begierig, vom Westen zu lernen, als der US-Admiral Perry 1854 mit seinen „Schwarzen Schiffen“ die Öffnung der Häfen für den Handel erzwang.

Der Hauptgrund für den Eifer war natürlich die Einsicht, dass das Land nur durch schnelles Einverleiben des damaligen weltweiten Wissensstandes der Gefahr, in die Abhängigkeit der westlichen Großmächte zu geraten, entgehen konnte. Aber Japan war zu jener Zeit auch längst reif für Veränderungen. So kamen auch neue Einflüsse in die Welt der Künste. Dieser Prozess ist heute noch in vollem Gange. Auf allen Ebenen erleben wir, wie japanische Künstler traditionelle und moderne westliche Elemente zu Neuem vereinigen und dabei immer wieder zu ungewöhnlich kreativen Ergebnissen kommen, wenn wir z. B. an das radikale, absurde Tanztheater *butô* denken, an Mode, Architektur u. a. Aber die alten Künste sind deswegen nicht tot, sie werden auch heute noch gepflegt, manche haben an Popularität verloren, andere sogar gewonnen. Von allen Prominenten, Politikern, erfolgreichen Managern wird erwartet, dass sie irgend eine Kunst ausüben: Tuschemalerei, *haiku* schreiben, Kalligrafie ...

Theater in Japan ist immer eine Vereinigung von schauspielerischer Darstellung durch Mimik, Gestik, Maske und Tanz, mit Begleitung von Gesang und einem kleinen, auf wenige Instrumente beschränkten Orchester. Auf die Darstellung wird dabei mehr Wert gelegt als auf die Handlung, die sich zumeist auf Legenden, berühmte geschichtliche Ereignisse, klassische Literatur u. a. stützt.

Die älteste japanische Theaterform, die im 8. Jahrhundert aus China übernommen und bis zum 14. und 15. Jahrhundert unter *Kan'ami* und insbesondere seinem Sohn *Zeami* zum heutigen Stand entwickelt wurde, ist Noh (**nô**), bzw. *Nohgaku*. Waren Handlung und Darstellung der rund 250 Stücke ursprünglich eher realistisch, wurden beide im Laufe der Zeit mehr und mehr stilisiert. Während der Edo-Zeit wurde *nô* denn auch das Theater der Samurai. Früher wurden die Stücke immer im Freien aufgeführt. Deshalb war die Bühne überdacht. Heute, wo sich die Bühnen in Schauspielhäusern befinden, sind sie immer noch überdacht: Nichts im *nô* wur-

de seit dem 14. Jahrhundert verändert. Die Rückwand der aus naturbelas- senem Holz gebauten Bühne ziert eine stilisierte Kiefer. Von links führt ei- ne überdachte Brücke zur Bühne. Über sie treten die Schauspieler auf und schließlich wieder ab.

Normalerweise gehören nur zwei Rollen zum *nô*: der maskentragende Hauptdarsteller (*shite*) und der (häufig als Priester agierende) Nebendar- steller (*waki*). *Nô* wird nur von Männern gespielt, sie übernehmen wie im *kabuki* auch die Frauenrollen. Sehr typisch sind buddhistisch geprägte Stü- cke: Ein Geist, der nach dem Tod keine Ruhe finden kann, weil er unglück- lich gestorben oder noch immer in irdische Leidenschaften verstrickt ist, bittet einen Wandermönch um Erlösung, woraufhin er endlich ins Nirvana eingehen kann. Großartig und eindrucksvoll sind stets die Auftritte der Geister und Dämonen. Es gibt übrigens fünf Arten von Masken: Götter, Menschen und Helden, (schöne) Frauen, geistesgestörte Frauen und Teu- fel, Geister und Dämonen. Die Masken sind unbeweglich, dennoch sind sie sehr ausdrucksstark. Je nach Haltung der Maske und je nach dem Au- genblick der Handlung ändert sich der Ausdruck – wenn man fähig und bereit ist, sich darauf einzulassen.

Den Text versteht heute wohl kaum noch jemand. Aber das tut dem tie- fen Eindruck, den dieses Gesamtkunstwerk auch auf uns auszuüben ver- mag, keinen Abbruch. Wer ein wenig von der Symbolik des *nô* versteht, hat zusätzlichen Gewinn:

- hohe Stimmlage weist auf Jugendliche, Frauen und Adlige hin, tiefe Stimmlage auf alte Leute, Verzweifelte oder Leute von niedrigem ge- sellschaftlichem Rang.
- der Bambusfächer kann vieles ausdrücken: Bogen, Schwert, Trinkge- fäß, Wasser (wenn waagrecht nach unten gehalten) oder Freude und Erregung (wenn vor die Brust gehalten und ruckartig nach rechts oben bewegt).
- die Farbe des Untergewandes symbolisiert Würde und hohen Rang (weiß), Jugend und Glück (rot) oder Stärke (blau).
- auch der Einsatz der drei Trommeln und der Bambusflöte hat seine Bedeutung. So wird die Schlagtrommel in der Regel nur als Tanzbe- gleitung geschlagen, oder wenn Götter, Geister und Dämonen auf- treten. Insgesamt ist die Musikbegleitung (*hayashi*) von großer Wich- tigkeit.
- Besonders stimmungsvoll sind Aufführungen im Freien im Schein von Fackeln (*takigi no*).
- *nô*-Aufführungen werden meist durch ein humorvolles Zwischenstück, *kyogen*, aufgelockert. Meist handelt es sich um lustige Dialoge, in de- nen der Fächer wieder alle möglichen Gegenstände repräsentiert.

Masken gehören nicht unbedingt dazu, wenn, dann grotesk-lustige Tölpelmasken.

Eine *nô*-Aufführung kann man in Tokyo, Nagoya, Kyoto und Osaka besuchen. Informationen gibt es wie üblich über das TIC bzw. über folgende Webseiten (englisch): National Theatre www.ntj.jac.go.jp/english oder Theatre Nohgaku www.theatrenohgaku.org/index_e.php. Im Nationaltheater in Tokyo werden die Dialoge auf einem Bildschirm an der Rücklehne des Vordersitzes in englischer Übersetzung angezeigt.

Das **Kabuki-Theater** entstand offiziell 1604 in Kyoto durch die Shinto-Tänzerin *Izumo-no-Okuni*, die durch ihre Nachahmung männlichen Darstellerverhaltens und durch ihre hohe erotische Ausstrahlung so großen Erfolg hatte, dass sich *kabuki* (wörtlich: *ka* = Gesang/Musik, *bu* = Tanz *ki* = Technik/Fertigkeit) – gespielt von Frauen oder Freudenmädchen – bald überall im Land verbreitete. Der große Erfolg beschränkte sich nicht etwa nur auf die niederen Stände (Kaufleute, Handwerker und Bauern), auch Samurai waren derart davon angetan, dass sozusagen eine Demokratisierung des Theaters eintrat. Die Tokugawa-Regierung verbot deswegen im Jahre 1629 das Frauen-*kabuki*. Nun übernahmen 12- bis 16-jährige Knaben deren Rollen, was zu erneuten Konflikten und Skandalen führte, sodass auch diese Variante 22 Jahre später verboten wurde. Schließlich durften nur noch Männer auf die Bühne.



Die Genroku-Zeit (1688-1703) brachte einen künstlerischen Höhepunkt in der Geschichte des *kabuki*. Die ursprünglich vom *nô* übernommene Bühne wurde verändert. Statt der von links zur Bühne führenden Brücke entstand der mitten durch den Zuschauerraum führende sog. „Blumensteg“ (*hana-michi*). Heute blicken wir auf eine breite Bühne, die, der jeweiligen Szene angepasst, mit reizvollen Kulissen bestückt ist. Japan gebührt übrigens die Erfindung der Drehbühne, mit der der Handlungsort sehr schnell gewechselt werden kann.

Im *kabuki* geht es vor allem um virtuose Darstellungskunst, ob es sich nun um die wild agierenden *aragoto*, um die höfisch weichen Liebhabertypen *wagoto* oder um die *oyama* bzw. *onnagata*, die durch Männer dargestellten Frauen, handelt. *Kabuki*-Schauspieler sind in der Regel auf bestimmte Rollen spezialisiert, so auch auf Frauen-Rollen, und entwickeln darin eine solche Meisterschaft, dass – so heißt es – selbst Geishas deren Bewegung, Mimik und Sprache studieren. Die Frauendarsteller führen das perfekte weibliche Rollenideal des alten Japan vor.

Da den Zuschauern die Handlung meist bekannt ist, können sie sich ganz dem Genuss der Schauspielkunst hingeben, ob es sich dabei um wütende Auftritte Verstorbener handelt, die zu den Lebenden zurückgekehrt sind, um sich für Unrecht zu rächen, oder um trauernde Geliebte, Dämonen oder einen jungen Beau. Da es englisch gedruckte Programmhefte gibt, kann man auch ohne Sprachkenntnisse (selbst die Japaner tun sich mit der ziemlich altertümlichen Sprache schwer) den Verlauf der Handlung recht gut verfolgen, oder man mietet sich im Nationaltheater oder *Kabuki-za* in Tokyo einen Kopfhörer für die Übersetzung. Die Vorstellungen sind oft drei-, meist aber zweigeteilt; ab 11 und ab 17 Uhr. Die meisten begnügen sich mit einem Abschnitt, der gut drei, vier Stunden dauert – mit Pause. Man kann sich aber auch einzelne Akte ansehen – sozusagen schnell mal zwischendurch während eines Ginza-Bummels ins *kabuki-za* gehen jenes in westlich-japanischem Mischstil erbaute *kabuki*-Theater in der Ginza-Hauptstraße.

Die Zuschauer verfolgen die Handlung zwar aufmerksam, aber nicht immer in feierlicher Stille. Begeisterte Zwischenrufe (meist die Familiennamen der bevorzugten Schauspieler) sind immer wieder zu hören. Sie beraten den Kenner. Das richtige Timing eines solchen Rufes steigert den beabsichtigten Darstellungseffekt, weil sich darin auch die Erregung der anderen Zuschauer mitentlädt. Auf Effekte ist überhaupt vieles im *kabuki* ausgerichtet; wenn etwa Schauspieler ihre Bewegungen übertreiben und

mitten in der Bewegung innehalten oder beim Schwertkampf, der mehr Tanz als Kampf ist. Auch das Make-up (*kumadori*) hat seine Bedeutung: rotes kennzeichnet Helden, braunes und blaues markiert den Schurken. Das Innehalten (*mie*), also zur Maske Erstarren verrät übrigens eine der Quellen des *kabuki*: Viele populäre Stücke waren ursprünglich für Puppen, *bunraku*, geschrieben worden.

Wenn Sie nur mal kurz hineinschnuppern wollen oder können, wählen Sie möglichst eine Szene aus, in der mindestens ein Tanz vorkommt, am besten ein Dämonentanz. Informationen erhält man über das TIC oder die Webseite des National Theatre www.ntj.jac.go.jp/english.

Das japanische **Puppenspiel** *bunraku* ist älter als *kabuki*. Manche der berühmten *kabuki*-Stücke wurden in der Tat vom *bunraku* übernommen. Heimat und Zentrum der Puppenspieler ist Osaka. *Bunraku* ist unter den Puppenspielformen der Welt die menschenähnlichste, nicht nur, weil die Puppen schon die halbe Größe von Menschen haben, sie werden auch mit einer solchen Vollkommenheit bewegt, dass die Zuschauer häufig vergessen, dass es Puppen sind: kein Wunder, denn die Ausbildung zum Meister des *bunraku* dauert dreißig Jahre!

Eine Puppe wird gewöhnlich von drei Spielern bewegt, der Anfänger ist zuständig für die Füße (*ashizukai*; *ashi* = Fuß); zehn Jahre lang bleibt dies sein Job. Die nächsten zehn Jahre wird er als *hidari-zukai* (*hidari* = links) für den linken Arm, die linke Hand und alles, was die Hände tragen, zuständig sein. Der *hidari-zukai* ist also der zweite Mann. Hauptakteur ist jedoch der *omo-zukai* (*omo* = Haupt-): Er bewegt den Kopf und sorgt für den Gesichtsausdruck, außerdem betreut er den rechten Arm samt Hand und den Oberkörper. Das sind nochmals zehn Jahre. Ich habe auch schon gehört, dass die Ausbildung jeweils fünfzehn Jahre dauert. Wie dem auch sei, das sind ostasiatische Dimensionen ...

Die Seele des *omo-zukai*, der mit seinen Assistenten vollkommen harmonisiert, lebt in seiner Puppe. Und die hinter der Puppe stehenden drei Akteure werden fast nicht wahrgenommen. Die beiden Assistenten tragen jeweils ein schwarzes Kostüm mit schwarzer „Tarnkappe“, der Hauptakteur trägt manchmal jedoch – seiner Bedeutung entsprechend – einen üblichen Kimono. Er darf also sichtbar sein. Aber wenn alle drei ganz in schwarz gekleidet sind und die Zuschauer sich voll auf die Handlung konzentrieren, sind die Puppenspieler für sie so gut wie unsichtbar. In Japan gelten sie jedenfalls als unsichtbar und werden daher einfach ignoriert. Hände, Augen, Augenbrauen und Mund der Figuren werden durch kleine Hebel, die durch Fäden mit den entsprechenden Körperteilen verbunden sind, bewegt. Weibliche Puppen haben in der Regel keine Beine (brauchen dann also auch keinen *ashi-zukai*) durch geschickte Be-

wegung des Kimono-Saumes wird die Bewegung der Füße vorgetäuscht. Wie beim *nô* und *kabuki* gibt es bestimmte Typen: Samurai, junger Mann, Prostituierte, schöne Frau (die sich meist blitzschnell in einen Dämon verwandeln kann) ...

Wer nicht gerade in der Gegend von Osaka ist, wird vielleicht Schwierigkeiten haben, eine Live-Vorstellung zu erleben. Aber im Fernsehen sieht man immer wieder *bunraku*-Stücke, wie auch alle anderen klassischen Theaterformen.

Musik: Die japanische Musik kennt keine Konzerte. Aber es gibt eine Art Orchestermusik, die alte höfische Musik (*gagaku*). Sie stammt ursprünglich aus China, ist sehr getragen und für unsere Ohren höchst ungewohnt – ganz im Gegensatz zur heutigen chinesischen Orchestermusik, die zwar uns fremde Instrumente einsetzt, aber doch nach unserer Auffassung sehr melodische und virtuose Musik hervorbringt.

Die *gagaku* können Sie zum Anlass der verschiedenen Shinto-Zeremonien hören:

Sie wird von Querflöten, Bambusorgeln, Lauten und Trommeln erzeugt. Die Musik klingt in unseren Ohren manchmal wie „Katzenmusik“, ist jedoch sehr eindringlich, nach traditioneller Auffassung ist sie die Musik der Götter, des Universums.

Es gibt einige japanische Instrumente, mit denen auch für unsere Harmoniebegriffe wunderbare Musik gespielt werden kann:

- *koto*: die in ganz Ostasien verbreitete Zither. Das Brett besteht aus Paulownia-Holz, die 13 Saiten sind aus Seide gefertigt, sie werden durch Brücken gespannt. Die Saiten werden rechts gezupft, links wird der Ton variiert.
- *shakuhachi*: eine große, leicht gebogene Bambusflöte ohne Mundstück. Sie erzeugt einen weichen, warmen Ton.
- *shamisen*: eine Art Banjo mit drei Saiten, einem langen Hals und einem mit Katzen- bzw. Hundehaut bespannten Korpus. Die Saiten werden mit einem breiten Plektrum gespielt. Das Instrument stammt ursprünglich von den Ryukyu-Inseln (Okinawa), wo es *jamisen* heißt und einen mit Schlangenhaut bespannten Korpus hat. Es ist wichtig zur Begleitung von Liedern und Tänzen, auch im *kabuki*.
- *biwa*: die 5-saitige Laute, mit tropfen- bzw. birnenförmigem Korpus.

Malerei: Tuschemalerei (*sumi-e* bzw. *suiboku-ga*): Der Tintenstift (*sumi*) wird mit etwas Wasser auf dem Tintenstein (*suzuri*) solange hin- und hergerieben, bis blauschwarze Tinte entsteht. Tintensteine können übrigens leicht Hunderte von Euro und mehr kosten, sie sind oft echte Liebhaberstücke.

Die Tuschemalerei stammt aus China. Hauptsächlich wird Natur dargestellt: Bambus, Kiefern-, Pflaumen- und Kirschlorbeerzweige, Berge und Wasser. Der Mensch ist meist nur klein und nebensächlich in die Natur eingebettet. Es gibt keinen Fluchtpunkt im Bildaufbau, Perspektive wird durch Schattierungen und leere Flächen dargestellt, überhaupt ist Weglassen ein bewusstes Stilmittel.

Kalligrafie gehört zu den einzigartigen Kunstformen, die es in dieser Ausprägung nur in Ostasien gibt. Chinesische Schriftzeichen mit edler Bedeutung werden so auf das Papier gemalt, dass der Eindruck eines abstrakten Gemäldes entsteht, das die Schönheit der Schriftzeichen, die Meisterschaft im Schattieren und die Konzentration beim kraftvollen Schwung des Pinsels vermittelt – ganz abgesehen vom Sinn. Die Kalligrafie-Meister sind hoch angesehen, und ihre in Sekunden entstandenen Rollbilder sind teurer als detailreiche Landschaftsbilder.

Holzschnitt: Was heute ein kleines Vermögen kostet, wurde früher als preiswerte Massenware hergestellt. Die Holzschnitte (*ukiyo-e* = Bilder aus der fließenden Welt) waren nicht als elitäre Kunstwerke gedacht, sie zeigten vielmehr populäre Motive: schöne Kurtisanen, berühmte *kabuki*-Schauspieler und schöne Landschaften. Dennoch sind sie im Bildaufbau und in ihrer Farbkomposition so originell, dass sich große europäische Maler wie *van Gogh* von ihnen haben inspirieren lassen.

Das Druckverfahren ist kompliziert. Für ein Bild müssen verschiedene Blöcke geschnitten werden: für jede Farbe ein entsprechendes Teilstück des Gesamtbildes. Die Technik wurde so weit entwickelt, dass sogar Farbschattierungen möglich wurden. Die großen Meister sind *Utamaro* (schöne Frauen), *Sharaku* (Schauspieler), *Hokusai* (z. B. die 36 Ansichten



Tempel-Kalligrafie

des Fuji) und *Hiroshige* (z. B. die 53 Stationen des Tokaido). Im Antiquariatsviertel von Kanda, Tokyo gibt es z. B. bei „*Ohta*“ viele *ukiyo-e* zu kaufen, aber billig sind sie längst nicht mehr. Manchmal gibt es neue Drucke, die jedoch von alten Druckstöckeri angefertigt wurden: Sie sind preiswerter. Das billigste Souvenir sind für mich die alten schwarz-weiß illustrierten Bücher, deren Druckstöcke ja ebenfalls aus Holz geschnitzt wurden. Sie sind schon ab 1000 Yen zu haben, so lange es sie noch gibt. Die großen Meister lieferten übrigens nur eine Schwarz-Weiß-Zeichnung. Die Holzschnitzer und Druckermeister hatten somit großen Einfluss auf das Gesamtergebnis.

Literatur: Japanische Literatur wird bei uns nur langsam bekannt. Natürlich sind da die Nobelpreisträger *Kenzaburo Oë* und davor *Yasunari Kawabata* zu nennen, der für seine Erzählung *Schneeland (yuki-guni)* den begehrten Preis erhielt, aber er war eigentlich als Senior der damaligen japanischen Literatur stellvertretend für die Literatur des ganzen Landes geehrt worden. Derjenige, dem der Nobelpreis wohl eher zugestanden hätte, war *Yukio Mishima*. Beide Autoren begingen übrigens Selbstmord, *Kawabata* – im Alter verbittert – durch Gas, *Mishima* auf sehr spektakuläre Weise nach Art der Samurai durch Harakiri, also durch rituelles Bauchaufschlitzen (*hara* = Bauch; *kiri* = schneiden). Romane haben in Japan eine sehr lange Tradition. *Murasaki Shikibus* „*Genji Monogatari*“ gilt als erster psychologischer Roman der Weltliteratur, vor 1000 Jahren geschrieben. Heute ist *Haruki Murakami* der auch im Ausland bekannteste Autor Japans. Populärer sind bei uns jedoch nicht die Romane, gleich ob alt oder neu, sondern die für Japan so charakteristischen **Kurzgedichte** (*haiku*).

Haiku bestehen aus drei Zeilen zu 5, 7 und wieder 5 Silben. Um *haiku* zu schreiben, muss man kein Dichter sein, irgendwann schreibt wohl jeder Japaner mal eines. Aber gute *haiku* sind selten. Tiefste Gefühle und Lebenserfahrungen werden gleichnishaft durch jahreszeitliche Stimmungen und Bilder ausgedrückt. Es gibt Tausende von Jahreszeitenwörtern (*kigo*), die gewissermaßen einen Code für Symbol, Jahreszeit, Bild und Klang darstellen. Die Wahl eines bestimmten *kigo* hängt mit der persönlichen Beziehung und Stimmung im Moment des Dichtens zusammen. Dabei wird nur angedeutet. Es bedarf also eigentlich der Kenntnis der Literatur, der Traditionen, der Kultur und natürlich der Sprache, um *haiku* verstehen zu können. Aber mehrdeutig, wie *haiku* nun einmal sind, ist es nicht allein die bildhafte Sprache, die Assoziationen weckt, sondern auch der Klang der Silben. Und darin liegt nicht zuletzt der Reiz für die Leser. Für uns ist ein *haiku* oft nichtssagend, dem Kenner kann es eine ganze Lebensphilosophie enthüllen.

Ike-bana: Die Kunst des Blumensteckens wurde unter dem Einfluss des Zen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch *Sen-no-Rikyu*, der auch die Teezeremonie entwickelt hat, zu ihrer Blüte (im wahrsten Sinne des Wortes) gebracht. Ihre Geschichte geht aber schon auf das achte Jahrhundert zurück. Heute gibt es etwa dreitausend *ike-bana*-Schulen, von denen die Ikenobo-, Sogetsu-, Ohara- und Adachi-Schulen die bekanntesten sind. Rund zwanzig Millionen Japaner praktizieren *ike-bana* als Hobby – oder als Beruf. Je nach Blumengefäß unterscheidet man



201 Jp Foto: bh

zwischen *nage-ire-bana* (= Bambusvase) und *mori-bana* (= Keramikschale) als die beiden Haupt-*ike-bana*-Arten. Bei *mori-bana* werden die Stengel und Zweige in den „Igel“ bzw. in den in fünf „Kammern“ unterteilten Metallring gesteckt, wobei deren Anordnung große Bedeutung zukommt.

Die Arrangements folgen bestimmten Stilen, sie sind in der Regel entweder waagrecht, senkrecht, kaskadenartig, schräg oder auseinanderstrebend. Meist gibt es eine Dreiecksbeziehung zwischen einem kurzen, mittleren und langen Stiel oder Zweig. Sie symbolisiert Menschheit, Erde und Himmel.

Ike-bana bedeutet „lebendige Blumen“ (*ikeru* = lebendig sein; *hana/bana* = Blume). Der Frische kommt also besondere Bedeutung zu. Damit die Blumen länger frisch bleiben, gibt es folgende Methoden: Die Stengel werden in kaltem Wasser geschnitten – das ist die gebräuchlichste Vorgehensweise. Man kann sie aber auch über einer Flamme ansengen oder in heißes Wasser stecken. Ursprünglich durften nur natürliche Materialien verwendet werden, heute gibt es avantgardistische Formen, die auch künstliches Material verwenden.

Bonsai: Auch das Kultivieren von zwerghaften Bäumen ist eine seit dem 8. Jh. praktizierte Kunst, denn die so natürlich aussehenden, oft alten Bäume in den flachen Keramikschalen (= *bon*) sind das Werk wieder-

holten Beschneidens von Wurzeln und Zweigen und Zurechtbiegens der Äste gemäß dem ästhetischen Empfinden des jeweiligen *bonsai*-Liebhabers. Alte Pflanzen müssen von Generation zu Generation weitergegeben werden, denn die großartigsten Bäume sind weitaus älter als 50 Jahre. Die Bäume gedeihen ursprünglich ganz normal. Erst durch das Beschneiden und den begrenzten Raum für die Wurzeln verlangsamten sie ihr Wachstum und bleiben klein, obwohl sie das Aussehen wirklich alter Bäume erlangen können.

Die Bäume sollen eine kraftvolle Gestalt bekommen. Die Zahl der Zweige wird verringert, wenn dies die Schönheit des Baumes steigert. Die Äste sollen unterschiedliche Länge haben. Auch werden sie mit Draht in die gewünschte Lage gebracht. Häufig sollen sie einem Baum am Rand einer Klippe ähneln oder überhaupt einem einzeln stehenden, den Witterungsverhältnissen ausgesetzten Baum. Es gibt auch Miniaturlandschaften in Keramikschalen.

Apropos **Keramik**: Japan ist seit jeher berühmt für seine Keramik- und Porzellanherstellung. Da gibt es ganz eigenwillige Brenn- und Glasurmethode und je nach Region unterschiedliche Stile. Berühmt sind Arita, Kutani, Kiyomizu, Satsuma, Bizen usw. Es ist erstaunlich, wie teuer eine ganz einfach aussehende Teeschale sein kann: weit über tausend Euro. Japaner sind stets bereit, für kunstvolle Gebrauchsgegenstände, seien es Kimonos, Teeschalen, aber auch Zierkarpfen, Unsummen auszugeben.

Teezeremonie: Sie gehört zu den Dingen, die der Fremde automatisch mit Japan verbindet, obwohl sie zusammen mit dem Tee um 700 n. Chr. aus China kam. Damals bedienten sich hauptsächlich die Zen-Mönche des Tees, um während ihrer Meditationen leichter wachzubleiben. Aufschwung erhielt der Teekonsum in Japan durch ein im 14. Jahrhundert ebenfalls aus China „importiertes“ Spiel (*to-cha*), bei dem es darum ging, aus mehreren Tees den besten oder berühmtesten herauszuschmecken. Seit der Zeit wird verstärkt Tee angebaut, am berühmtesten ist der von Uji bei Kyoto und aus der Provinz Shizuoka. Aus dem Spiel wurde ein Anlass zum geselligen Beisammensein, wobei es um das Genießen der Atmosphäre selbst ging.

Von dort bis zur ersten Teezeremonie war es nur noch ein kleiner Schritt. Diesen vollzog *Murata Juko* im 15. Jahrhundert. Die Tee-Zeremonie (*cha-no-yu*) wurde dann unter dem Einfluss des Zen durch *Sen-no-Rikyu* im 16. Jahrhundert zu ihrer heutigen Ausprägung weiterentwickelt. Sie findet in der Regel in eigenen kleinen Pavillons (*suki-ya*) statt, die aus natürlichen Materialien wie Holz, Bambus, Papier und Schilfdach bestehen

und inmitten eines natürlich gehaltenen, doch sehr gepflegten Gartens liegen. Solche Teehäuser findet man in vielen Tempelbezirken. Man schreitet in erlesene Kimonos gekleidet zu fünft (so viele werden eingeladen) vom Wartezimmer sechs Meter auf schmalen Weg durch den Garten und reinigt sich damit schon in gewisser Weise vom Alltag. Konkret reinigt man Hände und Mund mit frischem Quellwasser aus einem am Wegrand stehenden Steingefäß. Den Pavillon betritt man durch eine niedrige Tür, um sich selbst zu erniedrigen und zur Bescheidenheit zu kommen, übrigens ein indirekt christlicher Einfluss, den *Sen-no-Rikyu* aufnahm. Alle knien, einen Fächer vor sich, auf den Tatami-Matten. Zunächst bewundert man das in der Nische hängende und zur Jahreszeit passende Rollbild sowie den nahebei stehenden Behälter mit Räucherkerzen. Natürlich gilt auch den Gerätschaften für die Teezubereitung mit Worten der Bewunderung verbundene Aufmerksamkeit. Dann setzen sich alle in einer Linie gegenüber dem/der Gastgeber(in) hin. Der Ehrengast sitzt vor der Nische, genau in der Höhe des Gastgebers, alle anderen in vorher vereinbarter Reihenfolge. Nun erst begrüßt man sich gegenseitig. Normalerweise beendet man den ersten Teil der Zeremonie mit einem leichten Mahl und geht dann nach einer Andeutung des Gastgebers hinaus in den Garten. Währenddessen räumt der/die Gastgeber/in auf.

Nachdem die Gäste durch einen Gong mit 5-7 Schlägen zurückgerufen worden sind und wieder im Zimmer Platz genommen haben, beginnt die eigentliche Zeremonie. Das Rollbild ist abgehängt und durch ein Blumenarrangement ersetzt, der Blick in den Garten hinaus ist im Gegensatz zu vorher ungehindert frei. Der Gastgeber betritt mit Teeschale, Bambusteebesen und -löffel den Raum. Nun bewundert man in dessen Anwesenheit die Blumen und den Wasserkessel. Der Gastgeber geht noch einmal hinaus und holt aus dem Servierzimmer weitere Utensilien. Vor den Ehrengast wird ein Teller mit Süßigkeiten hingestellt. Nun wird die Teedose mit dem pulverisierten Tee *matcha* mit einem Tuch abgewischt, anschließend werden Teebesen und -löffel in einem gesonderten Gefäß abgespült und abgetrocknet. Auf einem Holzkohleherd wird Wasser in einem Bronzekessel gekocht. Das Wasser dafür wird aus einem Krug entnommen. Auch werden mit dessen Wasser die Teeschalen gewaschen.

Aus einer lackierten Teedose werden drei Löffel *matcha*, der bitter aber vitaminreich ist, entnommen und in die Schale gegeben. Mit dem Bambusschöpfer wird Wasser aus dem Kessel entnommen und zu zwei Dritteln in die Teeschale gegeben, der Rest kommt zurück in den Kessel. Mit

Die perfekte Teezeremonie will gelernt sein ...



dem Bambuspinsel wird nun die Flüssigkeit so lange gerührt, bis ein dickflüssiger „gift“-grüner Tee daraus entstanden ist. Dies ist der *koi-cha*, für den junge Blätter von alten Teesträuchern (über 20, bis zu 70 Jahre alt) verwendet werden.

Der Ehrengast rutscht auf Knien dem Gastgeber entgegen und nimmt von diesem die Teeschale samt Seidentuch in Empfang. Er stellt sie in die linke Handfläche und hält sie mit der rechten an der Außenseite fest. Er dreht die Schale mit zwei Drehungen im Uhrzeigersinn, nimmt einen Schluck, lobt den Tee und trinkt dann noch etwa zweimal, stellt die Schale auf den Boden und wischt zum Schluss den Rand mit einer der mitgebrachten kleinen Papierservietten ab; dann reicht er die Schale weiter, wobei sie so gedreht wird, dass das Muster wieder nach vorn zeigt. Das setzt sich fort, bis der letzte Gast getrunken hat, dieser reicht die Schale dem Gastgeber zurück, der sie zum Betrachten erneut in „Umlauf“ bringt, dazu auch Teebesen und -löffel.

Zum Schluss wird nochmals Tee getrunken, der allerdings dünner ist, denn seine Blätter sind von weniger als 15 Jahre alten Sträuchern. Bei dieser Zeremonie wird der Tee aus etwa zwei Löffeln *macha* für jeden Gast gesondert, und zwar schaumig, angerührt und der Tee von jedem ganz ausgetrunken. Wichtig ist, dass keine überflüssigen Bewegungen gemacht werden. Die Zeremonie ist genau vorgeschrieben, sie soll aber nicht wie

auswendig gelernt ablaufen, sondern voller ruhiger Konzentration und Grazie. Das gilt auch für die Bewegungen der „Gäste“.

Am Schluss trägt der Gastgeber die Gerätschaften hinaus, verbeugt sich tief und gibt damit das Zeichen zum Ende der Zeremonie. Man geht wieder in den Garten hinaus und wird dort vom Gastgeber verabschiedet.

Oft werden vorher noch traditionelle Süßigkeiten gereicht. Die nehmen dem Tee die Bitterkeit. Man unterhält sich während des Trinkens gar nicht, daran anschließend im wesentlichen wieder über die Schönheit des Teegeräts, des Gartens, der Nische oder einfach der Gegenstände im Raum. Es geht wie beim vornehmen Essen um *wabi* und *sabi* den Zustand geistiger Ruhe und Zufriedenheit in Einfachheit, die Ästhetik herber Schönheit und edler Armut, ein Stück Wiedervereinigung mit der Natur – Teezeremonie als Verkörperung des intuitiven Strebens der Japaner nach wahrer Schönheit in Einfachheit.

Mädchen lernen auch heute noch vielfach als ein Stück Hochzeitsvorbereitung die Teezeremonie, die auch *cha-dô* (Weg des Tees) genannt wird. Es gibt etwa 40 verschiedene Schulen. Am bekanntesten sind die Ura- und die Omote-senke-Schule. Die Ura-senke unterhält übrigens im Englischen Garten in München ein Teehaus. Zwischen den Schulen gibt es keine echten Verbindungen. Sie sind wie Sekten, jede Schule und deren Anhänger folgen nur dem jeweils vorgeschriebenen Weg.